



## Heidenreichstein sucht nach der Wahrheit

Das Rezept des Literaturfestivals in Heidenreichstein scheint ganz einfach: Man nehme ein schön gelegenes Provinzstädtchen je zwei Autostunden von Wien wie Prag entfernt, eine ländliche Mehrzweckhalle und jede Menge engagierter Prominenz. Dann fliege man einen weltbekannten Autor ein, der zwei lange Abende ganz allein im Mittelpunkt steht, aus dessen Werk gelesen, der interviewt, ja ausgefragt wird und zum Schluss zum Lohn nur ein kleines Bäumchen pflanzen darf.

In diesem, dem siebenten Jahr, war es eine Birke. Nach Salman Rushdie, Amos Oz, Jorge Semprun, Margaret Atwood, Hans Magnus Enzensberger und Nuruddin Farah drehte sich alles um die Russin Ljudmila Ulitzkaja, deren bisher größter Roman „Das grüne Zelt“ vor kurzem erschienen ist (F.A.Z. vom 15. September). Er handelt von drei Freunden, die sich schwertun, in einem auch nach Stalins Tod noch unfreien Land erwachsen zu werden. „Über sich selbst bestimmen – das bedeutet Erwachsenensein“, heißt es dort. Doch dieser endlich erwachsene, freie Mensch zieht seine Schuhe aus, klettert auf Fensterbrett und springt „leichtfüßig“ hinunter in den Tod.

Wie auch in den früheren Erzählungen befinden sich fast alle von Ulitzkajas Figuren auf der Suche nach einem anderen Leben. Sie sind allesamt ein wenig abgedreht, aber die studierte Biologin, die wegen ihrer Untergrundarbeit im Samisdat aus dem staatlichen Institut entlassen worden ist, betrachtet sie wie unter einem Mikroskop mit Liebe fürs Detail und mit echter Sympathie. Erst durch den ihr eigenen lakonischen Witz geht sie wieder auf Distanz.

Über sich selbst bestimmen – wie gelingt das im heutigen Russland? Gleich zu Anfang, unmittelbar nach der Lesung von „Stalins Tod“, trat die heute in New York lehrende Politologin Nina Chruschtschowa, eine Enkelin des Stalin-Nachfolgers und dessen Frau Nina, auf und sprach über den „Verrat der Intellektuellen“. Natürlich an der Wahrheit. Ljudmila Ulitzkaja habe solchen Verrat nie begangen. Doch der Zwiespalt zwischen der notorischen Lüge jeder Ideologie und der Wahrheit wahrer Kunst blieb das zentrale Thema in Heidenreichstein. In einem Gespräch mit Susanne Scholl, jahrelang Fernsehkorrespondentin in Moskau, betonte Ulitzkaja, wie gern sie mit Politik überhaupt nichts zu tun hätte. Doch: „Wenn die Politiker beginnen, mich zu würgen, dann muss ich auf die Straße gehen.“ Über Jelzin habe man noch lachen dürfen, doch diese Zeit sei bald zu Ende gegangen, spätestens als die Macht der Partei in die Hände des KGB überging. Dieser interessiere sich nicht mehr für die Ideologie, sondern nur noch für Geld.

Noch gebe es in Russland keine wirkliche Zivilgesellschaft, und der Weg dorthin sei weit. Noch fehle es an dem Mut des Kindes in Andersens Märchen, dem Mut, einfach zu sagen, „dieser Mann ist nackt“. Doch vielleicht machten die Frauen von Pussy Riot einen Anfang, indem sie die Muttergottes anflehten, das Land von Putin zu befreien. Die heftige Reaktion der Macht habe jedenfalls gezeigt, dass und wie diese verletzlich sei. Zu wirklicher Freiheit gehöre die Trennung von Kirche und Staat. Im Grunde gehe es um ein moralisches Problem, um eine Reformierung der orthodoxen Kirche und um Aufklärung. DOROTHEA RAZUMOVSKY

## Kritik in Kürze

### Uniformiert ins Kino

Der junge arabische Protagonist liebt das muslimische Mädchen Sharihan, darf es aber nur im Schutz von Hinterhofmauern umarmen; er liebt auch die Jüdin Nitzan, die ihren Militärdienst ableistet und zum Kino in Uniform erscheint. Ayman Sikseck, 1984 geboren, ist ein arabisch-israelischer Autor, dessen Debüt „Reise nach Jerusalem“ nun auf Deutsch vorliegt. Sikseck schreibt als einer der wenigen arabisch-israelischen Schriftsteller auf Hebräisch, schreibt von der Absurdität, den israelischen Nationaldichter Bialik, aber kaum arabischsprachige Literatur zu kennen. Sein Buch ist in Teilen eine Fiktionalisierung von Kolummentexten, die Sikseck für die israelische Zeitung „Haaretz“ verfasst hat. In einem Interview sagt er, die Ergebnisse seines namenlosen Protagonisten sollten stellvertretend für die Identitätskonflikte aller arabischen Bürger Israels stehen. Dieser Anspruch führt leider zu reichlich konstruierten Dialogen, die Alltagsszenen wirken wie programmatische Illustrationen eines abstrakt bleibenden Konflikts. Dennoch ist sein Buch lesenswert: als Zeugnis eines jungen arabischen Versuchs, eine Erzählpur in der hebräischen Narrativlandschaft zu hinterlassen. (Ayman Sikseck: „Reise nach Jerusalem“. Roman. Aus dem Hebräischen von Ruth Achlam. Arche Verlag, Zürich/Hamburg 2012. 160 S., geb., 18,-€.) hann

## Literatur



Gelobtes Land? Danach sieht es im Nordwesten Amerikas, wie hier in Oregon, jedenfalls nicht aus.

Foto Joker

## Die Melancholie der Außenseiter

Charles d'Ambrosio widmet sich in seinen Erzählungen allen Zukurzgekommenen in der amerikanischen Provinz. Seine Geschichten handeln von Grausamkeit, aber ohne sich an ihr zu weiden.

Wie ein Labyrinth kommt der kleinen Stephanie das erntereife Feld vor, durch dessen Reihen sie übermütig läuft. Als sich das Röhren eines Motors nähert, möchte sie ein braves Mädchen sein: Sie legt sich flach auf die Erde und will so lange warten, bis es still ist, bis auch das Knacken und Knistern zermahlener Stengel, das Aufwirbeln von Staub und Spreu endet. Doch der Mährescher, den der nichtsahnende Vater fährt, zerreißt sie. Und bald verklingt der Lärm.

Charles D'Ambrosios Erzählensammlung „Museum für tote Fische“, 2006 in den Vereinigten Staaten unter dem Titel „The Dead Fish Museum“ erschienen, ist voller solcher Szenen. Meist sind sie, wie der Unfall in der Short Story „Der Plan der Dinge“, Teil einer Erinnerung oder einer Vorstellung der involvierten Charaktere, es sind drastische Augenblicke – wir begegnen Tod, Gewalt, Vergewaltigung, Verlust oder Verletzung. Die Folgen im Umfeld des Geschehens sind Depression, Frustration, Selbstverstümmelung, Tabletten- und Alkoholsucht, Zerstörungswut, Hass und Elend.

Der 1958 in Seattle geborene D'Ambrosio hat seine acht Geschichten mit Vorliebe auf dem platten Land des amerikanischen Nordwestens und in der jüngeren Vergangenheit angesiedelt. Es wimmelt von geschundenen Tieren, säuerlichen Gerüchen, verfallenen Häusern, aufgesprungenen Gehwegen. Was die Menschen hier machen? Ein Vater eröffnet seinem Filius, dass er sich scheiden lässt (in „Der Gipfelpfad“), oder er will ihn einer Mitarbeiterin der Sozialhilfe überantworten („Drum-

mond & Sohn“). Ein Mann verliebt sich in eine psychisch kranke Mochtgegnballerina (in „Der Drehbuchautor“). Oder ein Paar aus der Stadt besucht abstoßende Familienangehörige „Hoch im Norden“.

Warum hat man nicht schnell genug von diesem schattenreichen Amerika und legt den Band aus den Händen? Wie ist es zu ertragen, dass Menschen einander bedrohen (in der titelgebenden Story „Museum für tote Fische“), ohne Unterlass übereinander herzziehen („Segen“) oder Milchzähne zerschneiden („Das Knochenpiel“), ohne dass irgendwann die poetische Gerechtigkeit einschreitet? Der Grund ist: In seinen Kurzgeschichten, von denen fünf zuvor im „New Yorker“ erschienen sind, zeigt der Literat jene Qualitäten, die schon seine erste Story-Auswahl prägten.

Bereits „The Point“, das hierzulande 1997 recht unbemerkt unter dem Titel „Ihr wirklicher Name“ herauskam, schilderte das Grausame, Unschöne, Gemeine unerbitlich präzise, weidete sich aber nicht daran. Und abermals erfahren wir, wie unterschiedlichste Akteure unzumutbare Schicksale ertragen, Unverzeihliches verzeihen oder Trostlosem etwas Trost abgewinnen. So hält der Drehbuchautor Bob fest: „Das Fenster der Ballerina stand offen, die Brise blies die Vorhänge beiseite und der Hof der Anstalt sah mit dem gefächerten Muster seiner Steinfliesen, seinen nassen kahlen Bäumen und seiner Februarleere aus wie eine Szene aus dem Leben eines Amerikaners in Paris, der ich nie gewesen war, ein Augenblick aus einer süßlichen Landschaft, die ich in meiner Jugend nie erlebt hatte.“



Charles D'Ambrosio: „Museum für tote Fische“. Erzählungen.

Aus dem Englischen von Robin Detje. Berlin Verlag, Berlin 2012. 299 S., geb., 22,99 €.

## Ein Alltag voller Grenzerfahrungen

Die Polin Iwona Mickiewicz fahndet nach dem Unwirklichen im Wirklichen

Man kann in ein Jobcenter gehen und aufschreiben, was man sieht: öde Tristesse. Man kann es aber auch wie Iwona Mickiewicz tun und aus der trostlosen Situation einen Wortreigen zaubern, dessen tieftraurige Melancholie unverhofft in furiose Komik umschlägt: „Halligalli bis achtzehn Uhr, verlängerte Öffnungszeiten. Unsere Happy Hour, sie lebe hoch, die Fahrkarte für dreiunddreißig Euro! Du bist nie ausgeschrieben, meine süße Stelle, Kalinka Malinka moja!“

Das Buch „Konstruktionen im Haus oder Iwan Iwanitsch am Fenster“ lässt sich nicht passgenau in ein Genre pressen: Die 57 Geschichten sind weder Lyrik noch Prosa, weder Großstadtgroteske noch Essayfragment. Und doch sind sie von allem ein wenig. Es sind betörende Gedanken-sprünge, existentielle Erfahrungsberichte einer Berliner Grenzgängerin, die das Unwirkliche im Wirklichen sucht. Die 1963 in Lesno geborene und 1988 nach Berlin ausgewanderte Polin hat diesen beflügelnden Text auf Deutsch geschrieben. Dabei lässt sich in jeder Zeile herauslesen, dass Mickiewicz eine Fähigkeit besitzt, die nur einem zweisprachigen Autor zuteilwerden kann: Es ist das Talent, Begriffe zu entgrenzen, Worten mit Skepsis gegenüberzutreten und sie als historisch gewordene Sinnheiten zu verstehen – mal zufällig, mal konstruiert. Dieses Buch ist also das

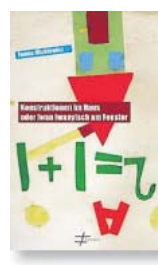
Ergebnis eines klugen, hinreißenden Zeichenspiels, das aus alltäglichen Beobachtungen radikale Grenzerfahrungen formt.

Da ist etwa die Geschichte mit dem Titel „Delfine“. Es geht nicht, wie vermutet, um ein Flossentier, sondern um eine Frau, die so wunderschöne Sätze sagt, dass man sie als Vermenschlichung eines Gedichts ansehen möchte. Ihre Attraktivität ist so ergreifend und anmaßend ehrlich, dass jeder übergeordnete Sinn plötzlich nebensächlich erscheint. Ist das nicht auch die primäre Funktion von Poesie? Ist sie nicht auch dafür da, die Wirklichkeit in ein neues Licht zu tauchen und sie den Fängen der Konvention zu entreißen? „Ich lauschte gierig auf ihre Sätze, als ob ich und nicht sie eine Wundspalte im Wort wäre, ohne Verbeugung vor jedem Zusammenhang.“ Solche Sätze muss man mehrmals lesen, diese kleinen, feinen Satzkonstruktionen, bevor man den ganzen Kosmos begreift, der sich hinter den zusammengesteckten Worthülsen verbirgt. Und doch es ist der Mühe wert.

In diesem Büchlein stecken nämlich Einsichten, die man am liebsten einrahmen möchte: „Gähnen ist die Bestätigung einer Langeweile, so etwas wie Applaus.“ Oder Pointen, die sich wie philosophische Verballhornungen lesen: „Unsere Hausverwaltung ist seit zehn Stunden metaphysisch verschwunden, niemand geht

ans Telefon.“ Es sind lakonische Beschreibungen eines Alltags, eines Berliner Winters oder einer Einkaufsfahrt an einen deutsch-polnischen Grenzort, in denen sich wunderbare poetische Augenblicke im Nebensächlichen ereignen.

Iwona Mickiewicz hat ihr Handwerk im Lyrikfach gelernt. Ihre Gedichte, die im Oberbaum-Verlag erschienen sind, bestechen durch eine schwebend wirkende Leichtigkeit. Ihre Geschichtensammlung ist nun von Hanani veröffentlicht worden, einem von Martin Wilkening gegründeten Verlag in Berlin. Damit wird die Stadt ihrem Ruf als Experimentierfeld abermals gerecht. Es gibt noch Platz für Veröffentlichungen dieser Art, die dabei helfen, die Welt als syntaktischen Spielplatz voller Überraschungen zu sehen. So eine kostbare Entdeckung macht man selten. TOMASZ KURIANOWICZ



Iwona Mickiewicz: „Konstruktionen im Haus oder Iwan Iwanitsch am Fenster“. Geschichten-sammlung.

Hanani Verlag, Berlin 2011. 168 S., br., 13,80 €.

## Schallplatten und Phono

## Schöner Vokal? Egal!

Moritz Eggert hat als junger Komponist die berühmte Rabenballade von Edgar Allan Poe vertont. Jetzt gibt es das Stück endlich auf CD, Inga Humpe ist auch dabei.

Wie gern würde man diese neue Aufnahme mit Werken von Moritz Eggert einfach nur loben und preisen, wie gern davon sprechen, dass jede einzelne Nummer ihren vielsagenden Titel wert ist. Eggert, 1965 geboren, zählt nämlich zu den meinungsfreudigsten Komponisten seiner Generation. Die Gutmütigkeit seiner Spitzen gegen die Neue-Musik-Szene im „Bad Blog of Musick“, den er gemeinsam mit zwei anderen Komponisten-Autoren betreibt, gleicht er aus durch eine eklektische Darstellung dessen, was Neue Musik heute ist oder sein kann. So reizt das als Werkschau konzipierte Album „The Raven Nevermore“ von Anfang an, auch deswegen, zugegeben, weil darin tatsächlich Edgar Allan Poes berühmte „Raben“-Ballade ihren Auftritt hat.

Außerdem erklingen die jüngst entstandene Neufassung von Mahlers „Ich bin der Welt abhanden gekommen“ von Eggert und dessen „Ewiger Gesang“ für Streicher aus dem Jahr 1985/1989, in dem sich die Akkorde über ultratiefen Tönen weiterschieben, träge, unverbunden, im Timbre oft verhaucht. Auch das „Tetragrammaton“ für Streichorchester und ein viertelstündiges Adagio von 1997 sind zu hören, Letzteres in Anlehnung an Charles Ives „An Answered Question“ genannt – wobei der von dort bekannte sphärische Ton freilich fehlt.

Wenn dann zuletzt noch drei Miniaturen für Violine (Adrian Iliescu) und Klavier (der Komponist selbst) übrig bleiben – das erste ein spritziges Zwiegespräch, das zweite mit sanft singender Geige, das dritte durchrast von Spielfiguren, Knall auf Fall endend, dann bleibt man perplex zurück. Zeigt sich Eggerts Qualität als Komponist nicht am deutlichsten in diesen 2002 entstandenen Miniaturen, die dem Lehrer Wilhelm Killmayer und seiner Melodie „Oh wie schön ist der Mai“ gewidmet sind, wie sie in unvergleichlicher Weise auf die Vorzüge der kurzen Form hinweisen: Kompaktheit, Überschaubarkeit? Oder sollte man, ganz anders, Eggerts Qualitäten als Bearbeiter anerkennen?

So offen nämlich für andere Zeiten, Stile und Kulturen ist der in München als Professor für Komposition lehrende Eggert, dass er im Rahmen eines Mahler-Projekts mit dem Symphonieorchester des Hessischen Rundfunks die Sängerin Inga Humpe von der Band „Raumwohnung“ gebeten hat, eigene Melodien zu Versen Friedrich Rückerts zu improvisieren. In der ersten Nummer der neuen Einspielung scheint ein großes Streicherwesen jene Harmonien ein- und auszuat-

Dagegen vollkommen eigen, ferner unauffällig sind die Motive, die D'Ambrosio einsetzt, um die Storys zu verknüpfen und als Elemente eines facettenreichen Panoramas zu präsentieren. Der Übersetzer Robin Detje schließlich hat die Lakonie des Textes bestens getroffen, außerdem den Sprachreichtum transportiert: Das bezeugen Wörter wie „Mulm“ und „Mulch“, „Bilge“ und „Gaff“, „Schneeweichte“ und „Eisenschütte“. Mithin offeriert das lebenspralle „Museum für tote Fische“ eine Lektüre, die bisweilen ganz schön erschreckt und bisweilen schrecklich schön ist. THOMAS LEUCHTENMÜLLER

men, die Eggert für das Lied ersonnen hat; E-Gitarre und Klavier fallen mit dezenten Tontropfen ein, und Inga Humpe singt sehr nah ins Mikrofon. Das alles tönt ungewohnt, jedenfalls ganz anders als die Killmayer-Miniaturen – und sehr viel seichter als bei Gustav Mahler. Leider! Musikalische Idiome gewinnen nicht automatisch, wenn man sie gegeneinander antreten lässt.

Interessanter sind die originalen Streicherstücke, zumal die „Rabe Nimmermehr Ouvertüre“, die Eggert mit Mitte zwanzig als Eröffnungsstück für ein eigenes Neue-Musik-Festival „ADEvantgarde“ komponiert hat und in der erstaunliche Klang-Vorschläge gemacht werden. Denn nicht um strophische Wiederkehr geht es, wie im amerikanischen Original von Edgar Allan Poe, auch nicht um Reflexionen über das Kunstschaffen selbst, schon gar nicht um den schönen Vokal „o“, sondern um „Vergänglichkeit und Verfall“, wie es im Beifeld zur Aufnahme heißt. Über dem immer wieder im ungenauen Unisono geführten Orchesterklang treten, wie bei einer Rathausuhr, einzelne Instrumente hervor, Flöte, Geige, Schlagwerk; das Stuttgarter Kammerorchester unter Michael Hofstetter schwingt sich alsbald in reine Streichersüßigkeit hinauf, und plötzlich kommt es doch, das jähe Ende.

Dramaturgisch geschlossener präsentiert sich „Tetragrammaton“ für Streichorchester aus dem Jahr 2009. Vom „Kreisen um etwas Undefinierbares“ hat Moritz Eggert mit Blick auf dieses Stück gesprochen; wirklich treibt es den Hörer in großer Ratlosigkeit vor sich her, reiht



„The Raven Nevermore“. Moritz Eggert: Music of Infinite Variety. Inga Humpe, Adrian Iliescu, Moritz Eggert, Stuttgarter Kammerorchester, Michael Hofstetter.

Audite 92.687 (Edel)

Einzelöne an Flageolette an Terzfüllung, streut Pizzicati aus, heftet Liegeakorde rhythmisch versetzt aneinander, lässt die Stimmen in Gegenbewegung aus- und zueinander laufen und entsendet schließlich ein GeigenSolo in Höhen, denen auch Attacken aus den unteren Lagen nichts mehr anhaben können.

So bleibt diese „Raven“-Aufnahme eine gemischte Platte, Spiegelbild einer Komponisten-Selbstbeschreibung, die in der „Grenzüberschreitung“ eine jahrhundertlang gültige Strategie sieht. Im Sinne eines gelungenen Kulturtransfers indessen gilt jeglicher Import erst dann als abgeschlossen, wenn das Fremde tatsächlich zum Eigenen geworden ist und das Rundum der eigenen Identität entscheidend prägt. Bis es so weit ist, darf man Eggert vor allem für seine Aufgeschlossenheit rühmen. CHRISTIANE TEWINKEL



Wo ist das Eigene im Grenzüberschreiten? Der Komponist Moritz Eggert Foto Ullstein

## Kritik in Kürze

### Das tut not: Stenhammars sommerliche Restwärme

Cassandra Wyss ist erst achtzehn Jahre alt. Sie studiert in Salzburg und steht gerade vor einer schweren Entscheidung: Soll sie Sängerin werden oder Pianistin? In Mozarts „Zauberflöte“ und Gaetano Donizettis „Liebestrank“ hat sie schon auf der Bühne gestanden. Aber gerade ist auch ihr Debütalbum erschienen, bei dem sie sich als eine ebenso kraftvolle wie behutsam-lauschende Interpretin am Klavier erweist. Und Wyss spielt nicht, was viele Debütanten immer noch spielen, also Beethoven, Brahms oder Chopin. Nein, sie spielt, was wir hierzulande kaum vorrätig haben und was uns durchaus nützt: Klavierwerke des schwedischen Spätromantikers Wilhelm Stenhammar, die viel unmittelbarer und intensiver in ihrer Wirkung sind als seine Orchesterwerke.

Drei Fantasien op. 11 eröffnen das Programm, so ruppig-zart, als hätte Brahms sie unter dem Namen des jungen Schweden veröffentlicht. Und dann folgt Stenhammars wohl schönstes Klavierwerk, die fünf „Spätsommer-nächte“

op. 33 aus dem Jahr 1914. Stimmungsvoll geht hier die Restwärme der sommerlichen Erde über in die nächtliche Klarheit des nahenden Winters. Dunkle Oktavverdoppelungen werden von schimmernden Oberstimmenakkorden eingehüllt – alles mit so viel Ruhe wie Entschiedenheit gespielt.

Die As-Dur-Sonate op. 12, komponiert 1895, nimmt in ganz ähnlicher Weise den milden Lyrismus des späten Beethoven auf, wie das wenig später Nikolaj Medtner in Russland gelang. Schade nur, dass Cassandra Wyss nicht auch Stenhammars frühes Impromptu in es-Moll eingespielt hat, in dessen Mittelteil Chopins Fis-Dur-Prélude ein fernes, schwedisches Waldsee-Echo erfährt. Platz dafür wäre auf dieser CD noch gewesen, und mit ihrer Gabe des Verweilen-Könnens hätte Wyss die Herrlichkeit dieses Sosteno tranquillo gewiss in ganzer Fülle auskostet. Aber mit achtzehn kann man sich ja auch noch was übrig lassen. (Wilhelm Stenhammar: „Klavierwerke“. Capriccio CD C 5117/Naxos) jbm.